

„Vater, bitte lass mich leben oder sterben, aber nicht so dahinvegetieren ...“

Beim Lesen des nachstehenden Berichts war ich zutiefst erschüttert, zumal ich selbst von dieser bösen Krankheit befallen bin. Vielleicht fragt jemand, weshalb wir diese traurige Arbeit bringen. Erstens, um für unseren Bruder in seinem Leid zu beten, aber auch um an das Wort aus Jak 5,13 zu denken: *„Leidet jemand unter euch Trübsal? Er bete. Ist jemand gutes Mutes? Er singe Psalmen [oder Loblieder].“* Nach meiner Erfahrung vergessen wir wohl zu leicht das Singen von Lobliedern in guten Zeiten, und das ist Undankbarkeit gegen unseren Gott.

Ulrich Weck



In der Ausgabe 1/2003 von *Zeit & Schrift* erschien zum Thema „Erfahrungen im Leid“ der Artikel „Zwischen Ihren Lungenflügeln ist ein Schatten zu erkennen ...“. Nun möchte ich erzählen, wie Gott meine Frau Kerstin und mich weiter geführt hat.

1. Krankheitsentwicklung

Bereits ab August 2002 nahm meine Krebserkrankung neue Dimensionen an: Bis dahin litt ich vor allem an Knochenschmerzen. Schmerzattacken konzentrierten sich auf Rücken, Kopf und Lunge. Morphium war ein wirksames Schmerzmittel.

Nun zeigte sich der Schmerz diffuser: Einmal taten vor allem die Lungen weh, ein anderes Mal der Kopf. Einmal spürte ich starken Druck in der Milzgegend, ein anderes Mal in der Hüfte. Am schlimmsten war das Gefühl extremer Muskelverspannungen: Jede kleinste Bewegung, hier und da sogar das Atmen, löste eine Welle von heftigen Schmerzen aus.

Mein Schmerzarzt Dr. Beck erklärte: „Es handelt sich um Nervenschmerzen.“ Um mir Erleichterung zu verschaffen, erhöhte er die Morphiumdosis und erweiterte meine täglich einzunehmende Schmerzmittelpalette.

Dennoch schaffte ich es im Oktober 2002 nur noch unter schrecklichen Qualen und mit Kerstins Stütze, die paar Meter vom Sessel ins Bett zurückzulegen. Weitere Erhöhungen der Morphiumdosis schien mein Körper zu ignorieren. Was ging hier vor sich?

Dr. Beck: „Ihre Morphium-Rezeptoren im Gehirn scheinen überreguliert zu sein. Wir müssen Ihre Schmerztherapie grundlegend umstellen. Ich schlage vor, Morphium durch Sub-

utex zu ersetzen – ein Präparat, das als Ersatzdroge für Junkies entwickelt wurde.“

Mir blieb keine Wahl. So entfernte ich am 14. Oktober 2002 mittags meine Morphiumpflaster. Als um etwa 19 Uhr Schmerzen auftraten, nahm ich wie vereinbart Subutex ein. Wenig später hatte ich mit Entzugserscheinungen zu kämpfen. Die bisher schrecklichste Nacht meines Lebens stand vor mir.

Nie zuvor war ich so unruhig, so rastlos. Ich schlug fortwährend auf die Sessellehne, zappelte mit den Beinen, stand auf, lief in der Wohnung auf und ab, sank dann jedoch sehr schnell wieder in meinen Sessel, weil schreckliche Schmerzen meinen Körper zu zerbrechen schienen. Ich schrie vor Verzweiflung nach Morphium. Und ich schrie zu Gott: „Lass mich leben oder sterben – aber bitte nicht so elend dahinvegetieren ...!“

Meine Kraft war am Ende. Die Nacht dagegen noch lange nicht. Ich hatte das Gefühl, mich jeden Moment übergeben zu müssen. Mein Kopf schien zu platzen. Und diese schreckliche innere Unruhe! „Wenn so die Hölle ist“, dachte ich, „muss ich dann nicht alles tun, um den Menschen irgendwie klar zu machen, dass sie Jesus Christus brauchen zur Vergebung ihrer Sünden?!“

Kerstin war ebenfalls am Verzagen. Sie rief einige Familien aus unserer Gemeinde an: „Bitte betet für uns, wir schaffen das nicht alleine!“ Erst gegen 6 Uhr morgens konnte ich für eineinhalb Stunden dösen. Überstanden war die Medikamentenumstellung allerdings noch nicht. Drei weitere Tage litt ich an Entzugserscheinungen und Schlaflosigkeit. Ich fühlte mich wie Hiob (Kap. 30,17): „Nachts bohrt es mir meine Knochen aus, und die an mir

nagenden Schmerzen ruhen nicht.“



Als die Entzugserscheinungen abklangen, meldeten sich die Tumorschmerzen zurück. Ich bekam Angst: War die Quälerei etwa nutzlos? Ziel der Medikamentenumstellung war doch, mit Subutex die Schmerzen in den Griff zu bekommen! Mein einziger Trost waren die Worte aus Römer 8,18: „Ich bin ganz sicher, dass alles, was wir jetzt erleiden, nichts ist, verglichen mit der Herrlichkeit, die wir einmal erfahren werden.“

Diesen Trost hatte ich dringend nötig. Denn am 17. November 2002 klappten beim Duschen wegen Kraftlosigkeit plötzlich meine Beine zusammen. Ich konnte mich gerade noch an den Duscharmaturen festhalten.

So konnte es nicht weitergehen! Ein Neurologe wies mich zur Notbestrahlung in die Uniklinik Heidelberg ein. Dort wurde ich wie ein rohes Ei behandelt – musste rund um die Uhr flach auf dem Rücken liegen.

Am fünften Tag meines Klinikaufenthalts erfuhr ich in einem Arztgespräch den Grund dafür. „Können wir offen reden?“, war die erste Frage des zuständigen Oberarztes Dr. Zierhut. „Unbedingt!“, antwortete ich. Daraufhin zeigte er Kerstin und mir das Röntgenbild meiner Wirbelsäule.

Selbst für mich als Laie war zu erkennen, dass vier Brustwirbel und einige Lendenwirbel regelrecht eingebrochen waren. Dr. Zierhut machte ein trauriges Gesicht, als er uns schweren Herzens mitteilte: „Sie werden um eine Querschnittslähmung nicht herumkommen! Mit der Bestrahlung können wir einen Querschnitt bestenfalls ein wenig hinauszögern.“

Wieder ein Schock, den Kerstin und ich zu verdauen hatten! Obwohl ich meinte, mich inzwischen völlig unter Gottes Herrschaft gebeugt zu haben, fragte ich erneut: „Muss das sein, mein Gott und Vater? Was willst du mir denn noch zumuten?“

Wenigstens war es entgegen anfänglichen Zweifeln seitens der Ärzte möglich, meine Wirbelsäule mit einem Stützkorsett zu stabilisieren. Damit wagte ich gegen Ende meines 14-tägigen Krankenhausaufenthalts die ersten Gehversuche.

Mit gemischten Gefühlen kam ich nach Hause zurück. Einerseits jubelte ich: „Endlich keine Schmerzen mehr!“ Andererseits war ich nun ein Pflegefall.

Dank täglicher Krankengymnastik ging es in den folgenden Wochen langsam aufwärts. Ich wurde sicherer auf den Beinen. Mit der Kraft kam eine gewisse Mobilität zurück. Heute schaffe ich es, ohne Begleitung oder Gehhilfe etwa 20–30 Minuten spazieren zu gehen und mehrere Stunden zu sitzen. Sobald ich mir zu viel zumute oder mittags nicht mindestens eine Stunde liege, rächt sich mein Körper allerdings in Form von Schmerzen.

Besonders froh bin ich, wieder aktiv am Gemeindeleben teilnehmen zu können. Auch Freunde zu besuchen, essen zu gehen oder mal ein Wochenende wegzufahren ist möglich. Ende letzten Jahres hätten we-

der meine Ärzte noch Kerstin und ich uns solch eine positive Entwicklung zu träumen gewagt. Damals ging es um Leben oder Tod. Jetzt war die Frage: „Wie komme ich mit meiner Behinderung klar?“ Allerdings war auch das nicht einfach.

2. Ein Leben als Behinderter

Ich musste lernen, mit Einschränkungen zu leben. Kerstin hilft mir morgens beim Waschen im Bett und anschließend beim Korsett- und Kleidung-Anziehen. Dabei vermittelt sie mir immer wieder liebevoll: „Es ist mir nicht lästig, dich Tag für Tag zu pflegen. Ich liebe dich trotzdem!“ Das erleichtert mir das Annehmen ihrer Hilfe.



Mein Korsett darf ich nur dann ablegen, wenn ich flach im Bett liege. Um der Gefahr einer Querschnittslähmung vorzubeugen, soll ich mich weder bücken noch drehen noch schwere Gegenstände heben. Das erschwert mein gesellschaftliches Leben.

Viele Aktivitäten wie Fahrradfahren oder Wandern sind nun tabu. Selbst Auto zu fahren ist problematisch. Meine Krankheit hat mir dauerhaft meine Beweglichkeit, meine Unabhängigkeit und meine Freiheit geraubt.

Sei es beim Spazierengehen, wo ich tatsächlich mehrmals gefragt wurde:

„Warum bewegen Sie sich so steif?“ Sei es meine Kurzatmigkeit, wegen der ich beim Gehen kaum vorwärts komme. Sei es nachts, wenn ich das Bedürfnis habe, in Seitenlage statt auf dem Rücken weiterzuschlafen, mein Verstand jedoch mahnt: Das könnte deiner Wirbelsäule schaden – immer wieder werde ich an meine Krankheit erinnert.

Die Behinderung stellt mich an den Rand unserer Gesellschaft, in der Gesundheit regelrecht vergöttert wird. In diesem Umfeld komme ich mir als Schwerstkranker manchmal vor wie ein bedauernswertes Nebenprodukt – nach dem Motto: „Je schwächer, des-



to weniger Mensch.“ Gott sei Dank habe ich andere Lebensziele als die Masse! Für Gott bin ich wertvoll – und darauf kommt es an. Allerdings muss ich mir das immer wieder bewusst machen, um nicht zu verzagen.

3. Gott kennt die Grenzen unserer Belastbarkeit

Neben meiner Behinderung macht mir meine extreme Müdigkeit und Schwachheit zu schaffen. Täglich stehe ich vor der Herausforderung, auch dies aus Gottes Hand anzunehmen und das Beste daraus zu machen. Es tröstet mich zu wissen: Jesus Christus sieht mein Wollen, nicht meine Leistung.

Außerdem zeigt Gott Kerstin und mir ganz praktisch, dass er die Grenzen unserer Belastbarkeit kennt. Er hält uns den Rücken frei von anderen Schwierigkeiten: Finanziell sind wir mit Kerstins Einkommen und meiner Erwerbsunfähigkeitsrente ausreichend versorgt. Unsere Ehe ist harmonisch und stärkend. Kerstin hat Spaß an ihrer Arbeit. Wir haben liebe Freunde, deren Hilfe nur einen Telefonanruf weit entfernt ist. Wir verstehen uns prächtig mit unseren Eltern. Und das Wichtigste: Hinter den Kulissen kämpfen viele Beter für uns. Neben der Gnade Christi sind gewiss auch sie daran beteiligt, dass ich seit der Entlassung aus dem Krankenhaus Anfang Dezember 2002 sowohl vor einer Querschnittslähmung als auch vor stärkeren Schmerzen bewahrt blieb.

Norbert Ammon